

II.

Das unterbrochene Hochzeitfest.

Die Baronin von Blachfeld, eine welkende Herbstblume, die sich aber noch als ein blühendes Frühlingskind darzustellen suchte, saß eines Morgens am Puztische und ließ sich von ihrer Kammerzofe bedienen. Die künstlichen Lilien und Rosen ihrer Wangen waren schon erblüht, und ihre breiten Hüften hatte bereits der Panzer des Schnürleibs möglichst zusammengepreßt. Die Zofe baute jetzt den hohen Kopfsuß. Plötzlich fuhr die Gebieterin auf, trat vor einen großen Spiegel und schrie: „Gräßlich! abscheulich! Ich glaube, der Balg hat mich mit Vorsatz so entstellt.“ Damit ergriff sie das zitternde Mädchen bei den Haaren und schlug es mehrmals heftig ins Gesicht.

Herr von Blachfeld, der an der andern Seite des Zimmers die Zeitung las, sprang dazwischen, schob das weinende Mädchen sanft zur Thür hinaus, faßte die Wüthende mit beiden Armen, drückte sie nieder auf einen Stuhl und sagte: „Halt Ruhe, du Furie!“

Sie schoß dem gewaltsamen Schiedsrichter, als er an seinen Tisch zurückging, flammende Bohnblicke nach, zwang sich aber zur Gelassenheit und sagte zu ihrer am Fenster

sitzenden Stieftochter: „Liebe Ottilie, sey so gefällig, mein Haar etwas besser zu ordnen. Du weißt, daß wir jeden Augenblick einen Besuch zu erwarten haben.“

„Welchen Besuch?“ fragte Herr von Blachfeld.

Die schmollende Gemahlin antwortete nicht; die Tochter aber sagte: „Ein fremder Graf, der gestern in Bosco's Kunstvorstellung neben der Mutter saß und sich mit ihr unterhielt, bat um Erlaubniß, ihr diesen Morgen aufzuwarten zu dürfen.“

„Also bei Bosco ward die Bekanntschaft gemacht?“ sprach der Vater. „Nun, die gnädige Frau lasse sich, so oft es ihr gefällt, von dem Gaukler täuschen; Dir aber, Ottilie, verbiet' ich es, seine Bühne ferner zu besuchen. Ich will nicht, daß man Dich zu den Damen zähle, von welchen ein Lobredner des Taschenspielers hier* wörtlich sagt: „Man wähne nicht, in Bosco's Gegenwart den gewohnten Blick aus schönen Augen zu empfangen! Die Damenwelt ist nicht nur von dem Künstler, sondern auch von der lebenswürdigen Persönlichkeit desselben so bezaubert, daß sie alle Aufmerksamkeit nur auf ihn zu richten vermag.“ — Sieh, da steht die freche Behauptung, die alle gestittete Frauen und Jungfrauen beleidigen muß.“ — Ottilie lehnte die dargebotene Zeitung mit Schamröthe ab und sagte: „ich werde Ihr Verbot, lieber Vater, unverbrüchlich befolgen.“ —

Ein Diener meldete jetzt den Grafen von Immenstein. Schnell erheitert, befahl die Baronin, ihn vorzulassen, und Herr von Blachfeld begab sich durch eine Nebenbühre aus dem Zimmer.

* Berliner Zeitung, im Verlage der Bessischen Erben, vom 4. Juni 1828.

Die Thürflügel flogen auf. Rasch erschien ein wohlgebildeter junger Mann, gestiefelt und gespornt, mit einer Reitpeitsche in der Hand und von einem großen Hunde begleitet. Er schloß auf die Dame zu, drückte seinen Stußbart auf ihre Hand und sagte: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau! Ich komme eben von einem Spazierritt durch den Park und wollte das Vergnügen, mich Ihnen vorzustellen, keinen Augenblick durch Umkleiden verzögern.“ — Ehe sie antworten konnte, war der Schmetterling schon bei der Tochter, sah ihr starr ins Gesicht, blickte dann nieder auf ihren Stickrahmen und sprach über ihre Arbeit die übertriebensten Schmeicheleien aus.

„Nehmen Sie Platz, Herr Graf!“ sagte die eifersüchtige Mutter in einem fast verdrießlichen Tone.

Er warf sich auf einen Stuhl, streckte die Beine weit von sich, schwatzte von Bosco und vom Theater, schlug mit der Peitsche an die Stiefeln und ließ bisweilen den Hund darüber springen. Seine Geschwähzigkeit glich einem reißenden Strome. Er rühmte sich, ein dramatischer Dichter zu seyn und ausgezeichnetes Schauspielertalent zu besitzen, was er auf seinen Reisen durch Europa, an vielen fürstlichen Höfen, wo er mit Prinzen und Prinzessinnen vor dem versammelten Hofstaate Schauspiele aufgeführt, glänzend bewiesen habe. „Erlauben Sie, gnädige Frau,“ fuhr er fort, „dieses Selbstlob durch eine kleine Talentprobe zu unterstützen.“ Damit stand er auf und declamirte, in der gespreizten Manier vormaliger Heldenspieler, einen Monolog von Schiller.

Die Baronin klappte wüthend. Ottilien aber war das ganze Wesen des Grafen so widerwärtig, daß sie nicht im Zimmer aushalten konnte. Sie ging zu ihrem Vater.

„Der Engel verläßt uns,“ sagte der Graf, „und ich

wünschte, daß er mich durch mein ganzes Leben begleiten möchte. — Es ist freilich ein sehr frühzeitiger Wunsch — —“

„Und kommt dennoch zu spät;“ fiel die Baronin ein. „Der Sohn des hiesigen Pfarrers, wohlbestallter Lieutenant bei der Landwehr, ist Ihnen zuvor gekommen und bereits mit meiner Stieftochter verlobt.“

„Dennoch geb' ich meine Hoffnung nicht auf,“ erwiderte Jener. „Der Held aus geistlichem Stande hat wahrscheinlich kein Vermögen; und wenn das schöne Fräulein in der einen Waagschale einen kümmerlichen Lieutenantsold und in der andern drei große Rittergüter, mit prächtigen Schlössern, liegen sieht, so wird der Ausschlag der Waage gewiß zu meinen Gunsten ausfallen.“

„Ich zweifle doch!“ sagte die Dame. „Die jungen Leute lieben sich schon seit Jahren und das Fräulein hat keinen wankelmüthigen Sinn. Versuchen Sie indessen Ihr Heil! Mein Haus steht Ihnen offen. Aber ich gehe morgen auf mein Landgut Linnthal, zwei Meilen von hier. Besuchen Sie mich dort, oder wohnen Sie, wenn es Ihre Verhältnisse gestatten, einige Wochen ganz in meinem ländlichen Schlosse! Sie haben dann die bequemste Gelegenheit, das Fräulein für sich zu gewinnen.“

„Ein reizendes Anerbieten!“ rief der Graf. „Aber die gnädige Frau sind vermählt. Wird' ich Ihrem Herrn Gemahl willkommen seyn?“

„Machen Sie sich darüber keine Sorge!“ antwortete sie. „Mein Mann, ein alter Major außer Dienst, könnte mit seiner geringen Pension nicht auskommen, wenn ihm nicht eine reiche Gemahlin zu Theil geworden wäre. Darum muß er mich unumschränkt herrschen lassen, und fügt sich auch stets ohne Gegenwort in meinen Willen.“

„Bon! Bon!“ rief der Graf, und empfahl sich mit dem Versprechen, morgen in Linnthal einzutreffen und einige Wochen da zu bleiben.

Die Gemeinde zu Linnthal, von der nahen Ankunft ihrer Gebieterin unterrichtet, machte feierliche Anstalten zu ihrem Empfang. Die guten Leute wollten sich damit den Weg zu verschiedenen Begünstigungen bahnen, die sie zu erlangen wünschten. Der Schulmeister dichtete, nach der Melodie eines Kirchenliedes, einen Jubelgesang und stellte sich mit seinem Sängerkhore an die Gränze der Dorfsmark, wo eine Ehrenpforte erbaut war. Acht oder zehn junge Bauern hatten sich als Türken verkleidet und ritten mit Hurrah und anderm wilden Geschrei dem herrschaftlichen Wagen entgegen. Sie waren nicht so bescheiden und vorsichtig, als die löbliche Judenschaft eines Städtchens in P**, die auch in türkischer Tracht ihrem neuen Landesherrn entgegen ritt, ihm aber, als sie an seinem Wagen angekommen war, tröstlich zurief: „Fürchten Sie sich nicht, Ew. Majestät! Wir sin keene Törken!“ —

Die Baronin langte, vom Schulmeister angesungen und von der Türkengarde umringt, bei der Ehrenpforte an. Auf derselben standen weißgekleidete Mädchen, die bei der Durchfahrt Blumengewinde in den Wagen hinablassen sollten. Unglücklicher Weise beugte sich des Schenkwirths Tochterlein zu weit vor und fiel in den offenen Wagen hinein. Hestig erschrocken, rächte sich die Baronin an dem armen Kinde mit grimmigen Ohrseigen und warf es in rasender Wuth aus dem Wagen, so dringend auch Ottilie, die neben ihr saß, die grausame That zu hindern strebte. Das

Kind brach einen Arm und schrie jämmerlich. Die versammelten Frauen des Dorfes stießen ein Mordgeschrei aus; die türkische Leibwache empörte sich und fiel den Pferden in die Zügel; aber Graf Immenstein, der zu Ross den Wagen begleitete, stürzte sich unter die Rebellen und jagte sie in die Flucht; der Kutscher hieb auf sein Gespann, die muthigen Hengste durchbrachen das Getümmel und die Freifrau gelangte ohne weitere Anfechtung ins Schloß.

Als ihr Gemahl eine Stunde nachher eintraf, fand er die Burg förmlich belagert. Holzärzte und Hebebäume stürmten gegen das verschlossene Thor. Aber die Erscheinung des alten, bei der ganzen Dorfschaft beliebten Herrn stillte sogleich den Tumult. Der Major stieg aus dem Wagen und fragte nach der Ursache des Auslaufs. Man erzählte ihm, wie seine Gemahlin des Schenkwrths Tochter gemißhandelt; besonders aber beklagten sich Viele, daß sie ein Fremdling, der ein Graf seyn solle, mit der Reitpeitsche ins Gesicht gehauen und die ehrenrührigsten Schimpfreden ausgestoßen habe. Auf diesen groben Menschen, fügten sie hinzu, sey ihr Vorhaben, ins Schloß einzudringen, abgesehen gewesen; sie hätten ihm Gleiches mit Gleichem vergelten wollen.

„Beruhiget euch für jetzt und geht still nach Hause!“ sagte der Major. „Ich werde das euch widerfahrne Unrecht möglichst wieder gut machen.“

Mit unzufriedenem Kopfschütteln und leisem Murren gingen die Bauern langsam aus einander. Herr von Blachfeld begab sich ins Wirthshaus, um das franke Kind zu besuchen. Er fand den Dorfbader mit dem Verbande

des gebrochenen Armes beschäftigt. Der Major setzte kein sonderliches Vertrauen in die Heilkunde des alten Quacksalbers, schrieb daher auf der Stelle an einen berühmten Wundarzt in der Stadt und lud ihn ein, unverzüglich nach Linnthal zu kommen. Diesen Brief sandte er mit einem reitenden Boten ab und versprach den Eltern, die sämtlichen Kosten der Heilung zu übernehmen.

Nun ging er ins Schloß, dessen Pforte, nach aufgehobener Belagerung, geöffnet war. Er fand seine Gemahlin und den Grafen bei einem Gabelfrühstücke in der heitersten Stimmung. Mit schnell verfinstertem Gesicht und frostig erwiderte sie den Gruß des Eintretenden, und stellte ihm, da es sich nicht anders thun ließ, den Grafen vor, der sich schweigend und nachlässig verbeugte und geschwind zu seinem Teller zurückkehrte. Es mißfiel dem Major, daß der junge Herr so wenig Umstände mit ihm machte, und er bekam Lust, ihn dafür zu strafen. „Ich bedauere, Herr Graf,“ hob er an, „daß mein erstes Wort mit Ihnen eine Mißbilligung Ihres Betragens gegen die hiesigen Landleute seyn muß. Sie haben, wie ich schon vor dem Thore des Schlosses hörte, das wackere Volk mit Peitschenschlägen und Schimpfreden gemißhandelt. Das konnte schlimme Gegenwirkungen veranlassen, und Sie hatten auch in der That kein Recht zu Ihrem Verfahren, Herr Graf!“

„Es war Ritterpflicht, die Frau Baronin zu schützen;“ antwortete Jener. „Darum wundert's mich, Sie als Sachwalter und Vertheidiger des Pöbels gegen mich auftreten zu sehen.“

„O, sprechen Sie nicht von Pöbel!“ sagte der Major. „Auch der Armste und Geringste gehört nicht zur Klasse des Pöbels, wenn er ein rechtschaffener, gutdenkender Mann ist. Wohl aber findet man oft in den höhern Ständen —“

Vom Stuhl auffspringend, fiel ihm die Baronin ins Wort: „Genug davon, Herr Major! Sie beleidigen meinen achtungswerthen Gast und haben doch gar keinen Beruf, sich als Schutz- und Schirmherr meiner Unterthanen mit anzüglichen Reden herauszulassen.“

„Das wäre freilich ganz überflüssig,“ antwortete der Major, „wenn Sie selbst geruhen wollten, sich als eine liebevolle, menschenfreundliche Herrin Ihrer Unterthanen zu betragen. Aber Sie werfen Kinder aus dem Wagen auf die Straße und erregen dadurch einen Aufruhr, der üble Folgen hätte haben können.“

„Für Sie doch nicht!“ sagte die Dame. „Ihnen konnte keine Fensterscheibe zerschlagen werden. Doch was streiten wir über des Kaisers Bart? — Ich bitte, verfügen Sie sich in Ihre Zimmer!“

„Sehr gern!“ sprach der Major. „Und ich werde mich bald, wenn Sie keinen anständigeren Ton gegen mich annehmen, noch weiter von Ihnen entfernen.“

„Nach Belieben!“ rief sie ihm hohnlachend nach.

In den Zimmern, die er gewöhnlich auf dem Lande bewohnte, fand er seine Tochter. Er sprach mit ihr über die Vorfälle bei ihrer Ankunft. Sie bestätigte alles, was er schon von den Bauern gehört hatte. „Die Frau Baronin fühlt aber keinen Funken Reue darüber;“ sagte der Vater. „Ich hatte deßhalb einen unangenehmen Wortwechsel mit ihr, wobei sich auch der Herr Graf, dem ich ebenfalls einen billigen Verweis gab, ziemlich unartig benahm. Ich will mich nun von der hochmüthigen Frau und ihrem Gesellschaftscavalier ganz entfernt halten, und die Dame

sogleich durch meinen Bedienten ersuchen lassen, unsern Mittagstisch in diesem Zimmer anzuordnen.“

„Das geschieht ohnedies; sie hat mir's schon angekündigt;“ sagte das Fräulein. „Sie gab vor: der Graf habe gleich beim ersten Anblick eine lebhaftige Neigung zu mir gefaßt, deren Aeußerungen mich, die Verlobte des Lieutenants Arnold, belästigen würden.“

„Ganz recht!“ sprach der Major. „Sie will den Herrn Grafen für sich allein behalten, und ich will ihm, da ich des Höllenlebens mit diesem Weibe ganz überdrüssig bin, gern Platz machen.“

Mittags ward ein sehr spärliches Mahl aufgetragen. Die Speisen waren nicht besser, als sie der Dienerschaft gewöhnlich gereicht wurden. Von den Pasteten und andern Leckereien, welche die Baronin Tages zuvor in der Stadt gekauft und mit aufs Land genommen hatte, kam nichts zum Vorschein. Auch das Glas Wein, das der Major seit vielen Jahren beim Mittagessen zu trinken pflegte, entzog sie ihm. Vater und Tochter aßen dennoch vergnügt, da ihnen das herrische, schnöde Wesen der Baronin, dem sie meistens bei der Tafel freien Lauf ließ, jeden Bissen vergällte.

Nachmittags ging der Baron wieder ins Wirthshaus, um zu sehen, ob der aus der Stadt berufene Wundarzt angekommen sey. Er stieg eben aus dem Wagen. Der Major empfing ihn mit Dank für seine schnelle Herkunft und führte ihn ans Bett des kranken Kindes. Er war, als er den Armbruch untersuchte, mit dem Verfahren seines ländlichen Collegen ganz unzufrieden. „Welche Puscherei!“ rief er aus. „Das Kind hätte, bei so fortgesetzter Behandlung, zeitlebens einen krummen Arm behalten.“ „Er verbesserte den Fehler, verbat jede fernere Einmischung

des Dorfbaders, und versprach, sich wieder einzufinden, sobald ein neuer Verband nöthig sey. Hierauf fuhr er nach der Stadt zurück. Die Eltern freuten sich, daß die geliebte Kranke in bessere Hände gekommen, dankten dem Major für seine wohlthätige Fürsorge, beklagten sich dagegen, daß die Frau Baronin noch gar nicht nach dem kranken Kinde gefragt habe. „Laßt's gut seyn!“ sagte der Major: „Ich vertrete sie, und will auch, um die Schuld des Grafen einiger Maßen zu tilgen, der Gemeinde einen frohen Tag bereiten. Ruft sie den nächsten Sonntag zusammen, bestellt Tanzmusik und gebt den Leuten auf meine Kosten so viel Bier, als sie trinken wollen. Ich werde Eure Rechnung den folgenden Tag mit Vergnügen bezahlen.“

Am andern Morgen besuchte der Pfarrer Arnold den Major. Die alten Freunde begrüßten und umarmten sich herzlich. „Ich habe bereits,“ sagte der Geistliche, „Ihrer Frau Gemahlin die Aufwartung gemacht. Sie empfing mich ein wenig unhold, und warf mir vor, ich hätte, seitdem sie nicht hier gewesen, meine Kirchkinder dermaßen verwildern lassen, daß sie gestern, wegen eines kleinen Unfalls, der einem lumpigen Kinde begegnet sey, eine Rebellion angefangen und die Schloßpforte bestürmt hätten, um ihr wohl gar nach dem Leben zu trachten.“

„Welche Uebertreibung!“ rief der Major. „An Mord und Todtschlag hat Niemand gedacht. Man wollte höchstens dem fremden naseweisen Grafen, der die Baronin zu Pferde begleitete, den Rock ein wenig ausklopfen, weil er die Bauern geschimpft und geschlagen hatte.“

„Er war zugegen, der junge Herr,“ sprach der Pfarrer, „und ließ sich über das — von ihm so genannte Lumpen-
gesindel mit harten Worten heraus. Das Ende vom Liede
war: daß mir die Frau Baronin befehl, den nächsten
Sonntag eine derbe Strafpredigt von der Kanzel herab-
zudonnern.“

„Freund, thun Sie das nicht!“ sagte der Major: „Der
Vorfall ist schon halb vergessen; wozu denn auf's Neue
Del ins Feuer gießen? Der Sturm gegen die Schloßpforte
war freilich ein freches Unternehmen. Es kann also nicht
schaden, wenn Sie im Allgemeinen — ohne deutlichen
Bezug auf die gestrige Geschichte — die Versuche eigen-
mächtiger Selbsthülfe tadeln und davor warnen. — Das
thun Sie, Freund! So erfüllen Sie halb und halb den
Willen der Baronin, und auch die nicht geradezu abge-
kanzelte Gemeinde bleibt mit Ihnen zufrieden.“

Dem Pfarrer gefiel der gute Rath. Er versprach, ihn
zu befolgen.

„Doch nun kein Wort weiter von dem verdrießlichen
Handel!“ sprach der Major. „Was macht Ihr Sohn?
Wird er nicht bald Urlaub nehmen und uns besuchen?“

„Nach seinem letzten Briefe, worin er mir die herzlich-
sten Empfehlungen an Sie und Fräulein Ottilien auftrug,
kann ich ihn alle Stunden erwarten.“

„Das freut mich. Wir sehn ihm mit Verlangen entge-
gen und wünschen sein baldiges Eintreffen um so mehr,
da wir dießmal vielleicht nicht lange hier verweilen wer-
den. Es ist möglich, daß wir, wenn sich die Verhältnisse
im Schlosse nicht ändern, schon in den nächsten Tagen
schnell anspannen lassen und nach der Stadt zurückkehren.“

In den Morgenstunden des folgenden Tages war Ottilie, mit einem Buche in der Hand, in den Garten gegangen. Kaum hatte sie sich auf eine Bank niedergelassen und einige Zeilen gelesen, als der Graf von Immenstein plötzlich hinter ihrem Rücken aus dem Gebüsch trat und neben ihr Platz nahm. Er begann mit albernen Schmeicheleien, die dem Fräulein äußerst zuwider waren. Sie stand auf, um wegzugehen; er aber zog sie auf die Bank zurück, umschlang sie mit beiden Armen und wollte sie küssen. Sie sträubte sich mit allen Kräften dagegen. In diesem Augenblicke erschien der Lieutenant Arnold im Garten und eilte mit schnellen Schritten herbei.

„Willkommen, lieber Arnold!“ rief das Fräulein: „Sie erscheinen mir wie ein rettender Engel.“

„Theuerste Ottilie!“ sagte Arnold. „Ich erstaune, Sie so belästiget zu finden.“

Bestürzt hatte der Graf das Fräulein aus seinen Armen gelassen. Sie stand auf und ging mit Arnold im Garten umher.

„Sagen Sie mir, wer ist der Unbescheidene, der sich so unartig aufführte?“ fragte der Lieutenant.

„Ein fremder, wie aus den Wolken gefallener Gesellschafter meiner Mutter, den sie bei einer Kunstvorstellung des Taschenspielers Bosco kennen lernte und gleich des folgenden Tages mit auf's Gut nahm. Ich weiß nichts von ihm, als daß er sich Graf von Immenstein nennt.“

Horchend schlich ihnen der Graf leise nach.

Der Lieutenant sah sich um und warf ihm einen scharfen Blick zu, der ihn zurückweisen sollte.

Er fuhr dennoch fort, in ihre Fußstapfen zu treten.

Arnold blickte nach einer Weile wieder um und sagte: „Mein Herr, der Garten ist groß genug, daß Sie bequem

darin lustwandeln können, ohne uns auf dem Fuße zu folgen.“

„Mir gefällt aber dieser Weg;“ versetzte der Graf: „Sie können ja auch einen andern einschlagen.“

„Wir geben Ihnen nach;“ sagte Arnold und betrat den nächsten Pfad, der abwärts führte.

Aber nach fünf Minuten war ihnen der Graf wieder auf der Ferse.

Rasch ging ihm Arnold zu Leibe und sagte: „Herr! Sie beleidigen mich so frech und vorsätzlich, daß ich Genugthuung von Ihnen fordern muß. Holen Sie Ihren Degen und folgen Sie mir in das Wäldchen hinter dem Garten, wo wir unsere Sache kurz und schnell ausmachen wollen.“

„Diese Ehre muß ich verbitten,“ sagte der Graf mit stolzem Hohn. „Sie, Herr Lieutenant, sind nicht meines Standes; Graf Immenstein schlägt sich mit keinem Bürgerlichen.“

„Nun, so wird der Graf geschlagen!“ rief Arnold, zog zugleich vom Leder und versetzte ihm mit der flachen Klinge einige Hiebe. Was that der Graf? Wie ein Knäblein, das von seinem Spielgesellen ein Kläppchen bekommen, Mutter! Mutter! schreit: so rief der Graf im kläglichsten Tone: „Frau Baronin! Frau Baronin! man thut mir in Ihrem Garten Gewalt an!“

„Ei, so laufen Sie zur Frau Baronin!“ sagte Arnold, und fuchtelte ihn, da er jetzt wirklich die Flucht nach dem Schlosse hin ergriff, zum Garten hinaus.

Nach reiflicher Ueberlegung unterließ Immenstein, der Baronin die ihm widerfahrene Begegnung zu klagen, weil er seine dabei bewiesene Feigheit nicht zugleich gestehen und sich dadurch verächtlich machen wollte.

In der folgenden Nacht beunruhigte den Major eine Art von Spuk. Das Zimmer, worin er schlief, war das Eintrittszimmer zu der ganzen Reihe von Gemächern, die er mit seiner Tochter bewohnte. Gegen Mitternacht weckte ihn, der nie fest schlief, ein leises Geräusch an der Thür. Ein Schlüssel ward ins Schloß gesteckt und die Thür sacht geöffnet. „Wer da?“ rief der Major mit so gewaltiger Stimme, wie er vormals sein Bataillon commandirte. Keine Antwort; aber die Thüre ging sanft wieder zu, und der Major hörte, daß sich leise Schritte hinwegzogen.

Am Morgen erzählte er seiner Tochter den Vorfall, und warnte sie, nicht zu erschrecken, wenn sie einmal des Nachts einen Pistolenschuß höre. „Er soll Niemand tödten;“ setzte er hinzu: „ich will nur gegen die Thür feuern, indem man sie aufschließen will.“

Er schob am Abend den Riegel vor, legte sich zu Bett, erhielt sich aber munter. Um Mitternacht kam's draußen geschlichen und versuchte das Schloß zu öffnen. Der Major feuerte sein geladenes Pistol gegen die Thür. Es gab einen furchtbaren Knall; draußen hörte man ächzen, taumeln und fallen. Herr von Blachfeld nahm ein Licht und sah hinaus. Da lag der Graf von Immenstein in Ohnmacht. Vom Schuß geweckt, stürzten die Bedienten herbei. „Bringt den Nachtwandler in sein Bett!“ sagte der Major, und kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Am Morgen schrieb er an die Baronin: „Ihr schlechtes Betragen gegen mich, der anstößige Aufenthalt des fremden Grafen bei Ihnen, und seine wiederholten Versuche,

bei Nacht — ich weiß nicht, in welcher Absicht — in meine Zimmer einzuschleichen: alle diese ärgerlichen Umstände veranlassen mich zu dem Entschluß, Ihr Landgut sogleich zu verlassen und mich mit meiner Tochter wieder nach der Stadt zu begeben.“

„Nun, was sagte die Baronin?“ fragte der Major den zurückkommenden Boten des Briefes.

„Sie las den Brief lachend,“ antwortete der Diener, „und sagte dann: Es ist gut; ich wünsche dem Herrn Baron glückliche Reise.“

Herr von Blachfeld ließ anspannen und fuhr mit Ottilien beim Pfarrer vor, um Abschied zu nehmen. Man trennte sich mit Betrübniß.

„Willkommen, alter Freund!“ sagte der General Bedding, den der Major bald nach seiner Ankunft besuchte. „Wie geht's? Hast du Krieg oder Frieden im Hause?“

„Den heftigsten Krieg;“ sprach der Major, und erzählte seinem Busenfreunde die uns bekannten Vorfälle.

„Donnerwetter!“ rief der graue Held. „Die Sache steht schlimm oder vielmehr gut! Nun muß es zum Bruch kommen! Willst Du Dich von der übermüthigen Kaufmannstochter, deren blendender Mammon Dich vom Felde der Ehre hinweg lockte, noch länger mißhandeln lassen? Könntest General seyn, und was bist Du seit zehn Jahren? Ein armseliger Kreuzträger, den nun gar noch ein aufgesessener Graf höhnt und verdrängt. Ich bitte Dich, Bruder, mach' Dich so schnell als möglich von dem Hölleweibe los! Du kannst und sollst ihr Sclav nicht länger

feyn. Ich will selbst Hand anlegen, Deine schimpflichen Ketten zu zerbrechen.“

An einem der nächsten Tage begab sich der General nach Linnthal und führte gegen die Baronin eine sehr kräftige Sprache. Er hielt ihr alle Vergehungen, die sie sich jetzt und in frühern Zeiten gegen den wackern Major erlaubt hatte, freimüthig vor, und schloß mit der Erklärung: daß sein Freund, als Mann von Ehre, nicht länger mit ihr leben könne, sondern auf Scheidung bestehe. „Der Herr General glauben wohl, mich zu erschrecken?“ sagte sie fest und höhnisch: „Ja, ich zittere wirklich; aber vor Freude. Ihr werther Freund kommt meinen Wünschen zuvor.“ —

„Desto besser!“ sagte der General: „Ich höre den Ausdruck Ihrer Gesinnung mit Vergnügen, und erbitte mir auf der Stelle eine schriftliche Zusicherung: daß Sie die Trennung der Ehe selbst wünschen und ihr kein Hinderniß in den Weg legen wollen.“

„Keinen Strohhalm!“ sagte sie lachend, und schrieb mit flüchtiger Feder die verlangte Erklärung.

Als sie solche dem General übergab, sagte sie: „Bitten Sie ihren Freund in meinem Namen, von diesem Papiere sobald als möglich Gebrauch zu machen.“

Das geschah, und die gerichtliche Ehescheidung erfolgte, bei wechselseitiger Einwilligung, ohne Verzug; und da sich die Geschiedenen schon seit Jahren vom Ehebette getrennt hatten, so ward ihnen gestattet, sich in kurzer Zeit wiederum zu verheirathen.

Indessen gefiel es dem Grafen von Immenstein noch immerfort in Linnthal, wo man dem werthen und geliebten Gastfreunde seinen Aufenthalt möglichst angenehm machte. Er hatte, da er Ottilien, die er Anfangs zu seiner Lieb- schaft erkoren, schon versagt fand, und Arnold ihm diesen Bescheid sogar mit der Klinge auf den Rücken schrieb, seine Zärtlichkeit ganz der Baronin zugewandt, und sich mit der innigsten Erwiederung von ihr beglückt gesehen. Dadurch ermuthiget, warb er, als sie geschieden war, um ihre Hand, und bald nachher ward die Verlobung des Grafen von Immenstein mit der geschiedenen Freifrau von Blachfeld in den Zeitungen und durch umher geschickte Karten be- kannt gemacht.

Alle Bewohner Linnthals trauerten, daß der edle Blach- feld, der ihnen manche Wohlthat erwiesen, manches Be- drängniß von ihnen abgewandt hatte, mit ihnen außer Verbindung kam, und sie nun den fremden Grafen, der sie gleich bei seiner Ankunft mit Peitsche und Zunge be- leidiget hatte, als ihren Gebieter, wenigstens als Mitre- genten, anerkennen und verehren sollten. Er versuchte zwar, von seiner Braut dazu veranlaßt, auf mancherlei Weise sich beliebt zu machen. Jeder Gruß, den er von einem Dorfbewohner erhielt, ward mit freundlichster Her- ablassung erwidert; er ließ ein Duzend arme Kinder neu kleiden, gab der Gemeinde ein reichliches Freibier, dabei ein stattliches Tanzfest, und walzte in hoher Person mit eini- gen der hübschesten Dirnen um die Säule herum. Den- noch mußte er sehen und hören, daß die umhersitzenden Zecher da und dort die Bierkrüge zusammen stießen und ausriefen: „Unser guter Baron Blachfeld soll leben! hoch!“ Auf des Grafen Gesundheit ward nicht getrunken, und

als der kriechende Schulmeister ein Lebehoch ausbrachte, stimmte Niemand mit ein.

Wie wenig er beliebt war, erfuhr er unter andern auch eines Abends, als er mit seiner Verlobten Arm in Arm um das Dorf herum lustwandelte. Sie kamen an den Weideplatz der Dorfkühe. Die guten Thiere sahen das zierlich einhertretende Paar dumm und ehrlich an. Der läppische Graf hatte den unglücklichen Einfall, seinen großen Hund unter sie zu hegen. Einige flohen; andere blieben tapfer stehen, stampften trotzig mit dem rechten Vorderfuße, senkten den Kopf und zeigten dem Ruhestörer ihre Waffen. Er rannte, wiewohl mit Vorsicht, gegen sie an, und suchte sie mit grimmigem Gebell zum Weichen zu bringen.

Der Mann der Ruhe, ein großer schwarzer Stier, genoss in einiger Entfernung ruhig sein Abendbrod. Der Lärm des Maulhelden machte ihn aufmerksam; er hob den Kopf, sah seine Weiblein bedrängt, und entschloß sich schnell, ihnen beizustehn. Er stieß als Kriegserklärung ein dumpfes Gebrüll aus, und ging in kurzem Trabe auf den Feind los. Dieser unterstand sich, ihm bellend entgegenzufahren; aber der Stier schoß wüthend auf ihn zu und wollte ihn mit den mächtigen Hörnern packen, um ihn eine Luftreise machen zu lassen. Erschrocken floh der Hund, vom schwarzen Riesen verfolgt, zu seinem Herrn; aber der Graf, dessen Herzhaftigkeit wir schon kennen, fand's auch nicht räthlich, stehen zu bleiben; er lief mit dem Hund um die Wette. Sie nahmen ihre Flucht durch's Dorf, wo die Bauern mit Weib und Kind vor ihren Häusern saßen und

beinahe laut lachten, als sie den gnädigen Herrn wie einen Grashüpfer vorbeispringen und den Stier ihm nachstürzen sahn. Niemand hob zu einem Rettungsversuche Hand oder Fuß. Die Buben jauchzten und klatschten in die Hände. Die bewundernswürdige Schnelligkeit der gräßlichen Füße erwarb jedoch ihrem Besitzer das Glück, daß er ungespießt das Schloßthor erreichen und es dem Stier vor der Nase zuwerfen konnte.

Als der Pfarrer Arnold am folgenden Tage die komische Grafenheze erfuhr, sah er die Sache von einer ernsthaften Seite an, und sagte zu einem Amtsbruder, der sich eben bei ihm befand: „Es war die Nemesis, die den Grafen, in Gestalt des Stieres, verfolgte. Entging er ihr auch gestern, so wird sie, als Blachfelds Rächerin, ihn zu anderer Zeit fassen und geißeln.“

Zur Feier des Vermählungsfestes wurden große Anstalten im Schlosse zu Linnthal gemacht. Vierzehn Tage zuvor lud die Baronin die ganze adelige Nachbarschaft und viele Freunde und Bekannte aus der Stadt dazu ein. Die alten Herren freuten sich auf ein köstliches Gastmahl und die junge Welt auf einen glänzenden Ball.

Der Graf, der bisher immer bürgerliche Kleidung getragen, überraschte jetzt seine Braut mit der Eröffnung, daß er Oberster in französischen Diensten sey. „Warum erfreuen Sie mich erst so spät mit dieser Nachricht?“ fragte die Baronin. „Ich wollte,“ war die Antwort, „nicht meiner militärischen Würde, sondern einzig mir selbst die Entscheidung meines Looses verdanken.“

Er fuhr hierauf in die Stadt und bestellte sich eine prächtige Uniform.

Damit geschmückt, stand er vor dem Hausaltare, an dem ein angesehenener Stadtgeistlicher, ein Oheim der Braut, die Verlobten einsegnete.

Man ging dann zur Tafel. Der französische Oberste glänzte in stolzer Pracht neben seiner Auserwählten, als in dem Augenblicke, da eben erst die Suppe vertheilt war, ein fremder ansehnlicher Mann in den Saal trat. Er grüßte die Gesellschaft mit einer stummen Verbeugung, stellte sich dem erbleichenden Grafen gegenüber, und rief laut nach der Thüre hin: „Ja, er ist's!“ — Sogleich traten gewaffnete Soldaten, die hinter der halb offenen Thüre gelauscht hatten, herein. Der Graf, vor Angst und Schrecken einem Todten ähnlich, fuhr vom Stuhl auf und wollte sich aus dem Staube machen; da aber der Saal nur einen einzigen Ausgang hatte, fiel der Flüchtling in die Hände der Soldaten, die zum Theil bei Leipzig gefochten hatten, und sich freuten, wieder einmal einen Franzosen gefangen zu nehmen. Sie führten ihn hinaus, und nöthigten ihn, in einen bereit stehenden Wagen zu steigen. Der Unterofficier und zwei Musketiere setzten sich zu ihm hinein, und die Reise ging rasch nach der Stadt.

„Es thut mir leid, meine gnädige Frau,“ begann jetzt der Fremde, „daß ich Ihr Hochzeitfest auf eine höchst unangenehme Weise stören mußte. Hätten es die Umstände erlaubt, einen Tag, oder wenigstens einige Stunden früher hier einzutreffen, so ward der Betrüger entlarvt, ehe Sie, von seinen Lügen getäuscht, eine Verbindung mit ihm eingingen, die nur die bitterste Reue zur Folge haben kann. Doch Sie wissen noch nicht, wer sich gedrungen sah, Ihr

Fest zu stören. Ich bin Graf Hollbeck, und der vorgebliche Graf von Immenstein war mein Bedienter, der mir, indem ich von meinen Gütern am Rhein eine Reise nach Berlin gemacht und ihn zu Hause gelassen hatte, zehntausend Thaler in Louisd'or stahl und heimlich damit fortging. Mein Gerichtshalter verfolgte ihn mit Steckbriefen, die keinen Erfolg hatten. Der Kerl war spurlos verschwunden. Nach Verlauf dreier Monate schrieb mir ein Freund, der sich einige Wochen in Wien aufgehalten: er habe im Burgtheater in einer Loge des ersten Ranges einen vornehm gekleideten jungen Mann gesehen, der mit meinem entflohenen Bedienten die auffallendste Aehnlichkeit gehabt habe. Als er nach seinem Namen geforscht, habe man ihn Graf Kronenburg genannt und dabei gesagt: er sey ein reicher Ausländer, der einen ungeheuern Aufwand mache und mit dem höchsten Adel umgehe. Diese Schilderung hatte meinen Freund abgeschreckt, etwas gegen ihn zu unternehmen, weil in Ermangelung aller Beweise, daß er wirklich der entlohene Vogel sey, ein Angriff auf seine Person gefährlich gewesen wäre. Er nannte mir Straße und Haus, wo der verdächtige Graf gewohnt hatte. Mehr erfuhr ich nicht.“

„Dennoch ahnte mir, daß der sogenannte Graf von Kronenburg mein Hausdieb sey. Da ich nun schon früher Lust hatte, nach Wien zu reisen, so machte ich mich schnell auf den Weg. Dort angelangt, begab ich mich zuvörderst nach der mir genannten Wohnung. Sie war leer. Vier Wochen zuvor hatte der Graf Wien verlassen; wohin er aber seinen Weg genommen, wußte man nicht. Er habe, setzte man hinzu, vor seiner Abreise einen Bedienten verabschiedet, der sich noch in Wien aufhalte und mir wahrscheinlich über seinen gewesenen Herrn nähere Auskunft ge-

ben würde. Ich suchte den Menschen auf. Er war ein geborener Wiener, hatte dem Grafen von Kronenburg nur zwei Monate gedient und wußte nichts von ihm, was mir zur klaren Enthüllung der räthselhaften Person hätte dienen können. Zuletzt erfuhr ich noch von dem Burschen, daß der Graf seinen Weg nach Berlin genommen; doch hielt ich's nicht der Mühe werth, ihm über Hals und Kopf nachzureisen, da ich vermuthen konnte, daß er mein Gold schon größten Theils in Wien verschwendet habe und nicht mehr viel davon zu retten seyn werde. Ich belustigte mich daher sechs Wochen lang in Wien, und reiste dann hierher, wo ich im Polizeiamte fragte: ob vor einigen Monaten ein Graf von Kronenburg aus Wien hier eingetroffen sey. Man schlug ein Buch auf und sagte: „Nein, es ist um diese Zeit nur ein Graf von Immenstein aus Wien hier angekommen.“ Ahnend, daß der Bube seinen in Wien geführten Namen abermals verändert haben könne, fragte ich nach seiner Wohnung. Sie ward mir bezeichnet und ich ging dahin. Der Hauswirth berichtete mir: der Graf befinde sich auf dem Landgute Linnthal, und werde sich, dem Vernehmen nach, mit der Besitzerin desselben nächstens vermählen. Ich forschte nach verschiedenen Kennzeichen seiner Persönlichkeit. Diese Fragen, sagte der Wirth, soll Ihnen der Graf selbst beantworten. Er führte mich in ein Nebengemach, und ich erschrak beinahe vor dem in Lebensgröße gemalten und zum Sprechen ähnlichen Bilde des Spitzbuben, das, an die Wand gelehnt, der Thür gegenüber stand. Der Maler hatte das Gemälde erst vor einer Stunde übersandt, und man erwartete jeden Augenblick dessen Abholung. Es war mit zwanzig Louis'dor von meinem Golde bezahlt worden; diese waren für mich aber nicht verloren, da sie mir die Ueberzeugung verschaff-

ten, daß ich den Schelm, den ich suchte, gefunden hatte. Um mir ihn aber nicht entwischen zu lassen, bat ich um Begleitung der Soldaten, die ihn vorhin nach dem Criminalgefängniß in der Residenz abführten.“

Die Baronin, die während der Erzählung des Grafen Hollbeck in völliger Erstarrung auf ihrem Stuhle gesessen hatte, schlug jetzt die Hände über dem Kopfe zusammen und rief schluchzend aus: „Gott, wie unglücklich hat mich meine Verblendung gemacht! — Ich werde hart dafür gestraft, daß ich meinen alten ehrwürdigen Gatten mit Verachtung behandelte und ihn verließ, um mich einem verbrecherischen Buben in die Arme zu werfen. Wehe mir! weh mir Unglückseligen! ich bin nicht zu retten. Reue und Schande verfolgen mich bis ins Grab.“

Sie wandte sich nun zu der staunenden Gesellschaft, die zum Theil noch den Suppenlöffel, auf dem halben Wege zum Munde, in der Hand hielt. „Sie sehen, meine Herren und Damen, welch' ein Schlag des Schicksals mich trifft! Ich lud Sie zu einem Freudenfeste; aber der heutige Tag ward der unglücklichste meines Lebens! Verzeihen Sie mir die Bitte, dieß entehrte Haus zu verlassen. Ich selbst flich' es sogleich, und werd es nie wieder betreten.“

Die Gesellschaft erhob sich; die Herren riefen ihren Bedienten zu, die Wagen wieder anspannen zu lassen. Nur drei wohlbeleibte Landjunker konnten sich nicht zum Aufbruch entschließen. „Es ist Jammerschade um das schöne Essen, das nun doch schon gesotten und gebraten ist,“ sagte der Eine.

„Und es ist schmerzlich,“ fiel der Andre ein, „wenn man

mit hohlem Magen zwei bis drei Meilen nach Hause fahren muß, und auch dort nichts findet.“

„O! die gnädige Frau,“ sprach der Dritte, „werden wohl erlauben, daß wir uns hier erst satt essen und ein Glas Wein auf Ihre Gesundheit trinken, ehe wir uns Ihnen zu Gnaden empfehlen.“

„Küche und Keller, meine Herren,“ antwortete die Trauernde, „stehen Ihnen zu Befehl; verlangen Sie nur nicht, daß ich Ihnen Gesellschaft leiste. Der Boden brennt hier unter meinen Füßen! Leben Sie insgesammt wohl!“

Sie verließ eilend den Saal, warf in ihrem Wohnzimmer die hochzeitlichen Kleider von sich, und fuhr nach der Stadt.

Hier ließ sie sogleich, um ihre Neue durch ein gutes Werk an den Tag zu legen, eine gerichtliche Schenkung des Gutes Linnthal an ihre Stieftochter aufsetzen, sandte die Urkunde Ottilien zu, und reiste noch in derselben Stunde nach Paris, um dort, unter ihrem wieder angenommenen Vaternamen, im Hause eines Oheims still und verborgen zu leben.

Der verhaftete Betrüger war (nach seiner Aussage bei dem mit ihm angestellten Verhör) in Mainz geboren, und der Sohn eines Schneiders, Namens Flink, der für die damals dort befindliche Theatergesellschaft arbeitete. Als Bursch von sechszehn Jahren trug der Sohn die fertigen Kleider in die Garderobe, und erhielt dann und wann, als Trinkgeld, ein Billet zur Gallerie. Dadurch ward ihm das Bühnenwesen höchst anziehend, und es entstand in ihm der Wunsch, sich selbst der Schauspielkunst widmen zu kön-

nen. Man gab seinen dringenden Bitten nach, stellte ihn vorerst als Lampenputzer an, und ließ ihn dann, als Bär in der Zauberflöte, die Bühne zum erstenmale betreten. Nachher erschien er auch in eigener menschlichen Gestalt, doch nur in sehr unbedeutenden Rollen, auf den Bretern. Neid und Kabale ließen ihn, wie er sagte, nicht empor kommen. Darum verließ er nach einigen Jahren diese Bühne, und entließ dem Vater, um sein Glück in der Welt zu versuchen.

Er trat in den Dienst eines Schriftstellers, der ein Tagblatt herausgab, und auch die theatralischen Vorstellungen darin beurtheilte, obgleich er selbst das Schauspiel nie besuchte. Er spielte des Abends lieber eine Partie Whist in einer geschlossenen Gesellschaft. Indessen mußte sein Schreiber Flink ins Theater gehen, die Schauspieler scharf beobachten, und über ihr Spiel sogleich einen kritischen Aufsatz entwerfen, der dann, von dem Herausgeber in einzelnen Worten verbessert, schnell in der Nacht gedruckt wurde. Am Morgen trug Flink das Blatt in die Häuser der Theilnehmer, die darauf unterzeichnet hatten. Unter diesen befand sich auch eine Sängerin, die einstmals etwas bitter getadelt worden war. Am nächsten Morgen, als sie, aus dem Fenster sehend, ihn ins Haus treten sah, schoß sie wie eine Furie aus ihrem Zimmer und empfing ihn oben an der Treppe mit so gewaltigen Ohrfeigen, daß er beinahe rücklings wieder hinab gefallen wäre. Das Blatt riß sie ihm aus der Hand, trat es mit Füßen, und verbot ihm, sich nie wieder damit vor ihren Augen sehen zu lassen. Wüthend lief er nach Hause, zeigte seinem Prinzipal die unter der kräftigen Hand der Künstlerin geschwollenen Waden, und sagte: er möge künftig sein Blatt selbst herumtragen, und dergleichen klingende Münze, als Botenlohn,

in Empfang nehmen. — Damit warf er die noch nicht vertheilten Blätter auf den Tisch und lief aus dem Dienste.

Von da begab er sich zu einer reisenden Schauspieler-gesellschaft, die am Main und Rhein von Stadt zu Stadt zog, und mitunter auch ansehnliche Dörfer nicht verschmähte. Sie bestand aus rohem, unwissenden Gesindel, das die ihm zugetheilten Rollen kaum lesen, geschweige denn kunstrecht spielen konnte. Der Einäugige ist König unter den Blinden: so war auch Flink ein Stern der ersten Größe unter diesen Leuten, und bekam immer die wichtigsten und glänzendsten Rollen. Er prunkte als Kaiser und König, besaß aber keinen Groschen in seiner Schatzkammer; denn der Director war immer in der Klemme und nie im Stande, ihm seinen Wochengehalt, der freilich volle zwei Thaler betrug, ganz zu zahlen: er konnte ihm jeden Abend nach der Vorstellung nur so viel verabreichen, als er des folgenden Tages zur nothdürftigsten Stillung des Hungers anwenden mußte. Endlich war auch dieses Almosen nicht mehr zu erhalten. Der Director mußte seine kümmerlichen Zahlungen ganz einstellen und erklärte seiner Heerde, daß er, wegen gänzlich zerrütteter Umstände, seinen Hirtenstab niederlegen müsse, und ihr sammt und sonders wohlmeinend rathe, den Hungerpfad des umher irrenden Schauspielers zu verlassen und auf andern Wegen ihr Brod zu suchen.

Diese Auflösung geschah in einer Gegend am Rhein, wo der Graf Hollbeck ein großes Gut besaß und sich eben daselbst befand. Flink erbot sich ihm zum Kammerdiener; da jedoch dieser Platz besetzt war, nahm er mit einer Bedientenstelle fürlieb. Der Graf behandelte ihn freundlich, und er war vier Monate lang ein treuer und ehrlicher Diener.

Aber zufällig erfuhr er, daß der Graf eine große Summe in Gold besaß und sie ganz sorglos in seinem Schreibpulte aufbewahrte. Er folgte den Lockungen seines bösen Geistes, sich dieser Summe zu bemächtigen. Der Graf hatte eine auf zwei Monate berechnete Reise nach Berlin angetreten und seinem treuen Diener Flink die Obhut des Hauses anvertraut, weil er den Kammerdiener und den zweiten Lakaien mit sich genommen. Flink, dem alle Zimmer offen standen, konnte nun, von niemand beobachtet, mit voller Sicherheit den Raub unternehmen. Ein krumm gebogener Nagel öffnete das Schloß des Schreibpultes; die Goldsäcke lagen richtig darin, waren aber so schwer, daß sie sich auf der vorhabenden Diebsflucht nicht in der Tasche forttragen ließen. Was war zu thun? Er log der alten leichtgläubigen Köchin und den Hausmägden vor: er habe vom Grafen einen Brief und darin den Befehl erhalten, ihm einen Koffer mit Kleidungsstücken und andern Bedürfnissen mit der Post nach Berlin nachzusenden. Dasselbe Märchen erzählte er dem Schenkwirth, und verlangte dessen Wagen, der ihn des folgenden Tages mit dem Koffer des Grafen zur nächsten Stadt fahren sollte. Der Wirth, dem dieses Vorgeben ganz unverdächtig schien, fandte am nächsten Morgen seinen Wagen ins Schloß, der goldreiche Koffer ward hinauf gehoben, Flink nahm Abschied von der Köchin, versprach in einigen Tagen, nach abgemachtem Postgeschäfte, wieder zu kommen, und die Reise ging fort.

In der nächsten Stadt gab er den Koffer auf die Post, und dazu einen an den Grafen Hollbeck in Dresden poste restante adressirten und mit dem gestohlenen gräflichen Wappen versiegelten Begleitbrief. Den Wagen schickte er nach dem Dorfe zurück, fuhr bis zur dritten Station,

wo ihn niemand kannte, mit einem Lohnkutscher, und nahm dort, unter dem Namen des Grafen Hollbeck, Extrapost nach Dresden.

Hier angekommen, ging er in einem sehr feinen, mit dem Johanniterkreuze bezeichneten Kleide des Grafen auf die Post, nannte sich Graf Hollbeck, und forderte den an ihn adressirten Koffer. Er empfing ihn ohne Umstände, weil das Siegel des Begleitbriefes mit dem vorgezeigten gräflichen Wappen übereinstimmte. Er ließ seine Beute in den Gasthof schaffen, wo er abgetreten war, nahm Extrapost nach Wien, und nannte sich nun in den böhmischen und österreichischen Posthäusern Graf von Kronenburg. Der ihm nachgesandte Steckbrief — der erst nach Verlauf von acht Tagen, in welchen man von Stunde zu Stunde seiner Rückkehr entgegen sah, ausgefertigt wurde — konnte ihn nicht zur Haft bringen, weil er darin als ein in der Livree entwichener Bedienter geschildert war, und man nicht wußte, daß er das gestohlene Gut nach Dresden versandt hatte, was doch der Herr Gerichtsverweser, wenn er etwas schlauer und umsichtiger gewesen wäre, auf der nächsten Post erfahren konnte.

In Wien lebte er einige Monate herrlich und in Freuden. Als ihm aber der Freund des Grafen Hollbeck, den er oft bei der Tafel bedient hatte, hier und da zu Gesicht kam und er die auf sich gerichtete Aufmerksamkeit bemerkte, auch die von Jenem angestellten geheimen Nachforschungen erfuhr, da hielt er sich in Wien nicht mehr für sicher. Er floh, und kam unter dem Namen eines Grafen von Immenstein in Berlin an.

Wie ihn dort sein eigenes Bildniß verrieth, hörten wir aus dem Munde des Grafen Hollbeck.

Man fand bei dem Diebe nur noch fünfzehn Louisd'or.

Für jedes gestohlene Tausend Thaler erhielt er ein Jahr freie Wohnung und Kost in einem Zuchthause, und als Agio den Willkommen.

Nach Ablauf der zehn Straffahre ward er über die Gränze gebracht. Sobald er auf freien Fuß gestellt war, schlich er heimlich zurück und erschien als Bettler in Linnthal, wo Arnold und Ottilie als glückliche Gatten lebten und auch den Major noch ein heiterer Lebensabend erfreute. Mit Entsetzen über die grauenhafte Gestalt des Vagabunden, der sich frech zu erkennen gab, reichte man ihm ein beträchtliches Almosen. Er besah das Geldstück und sagte: „Om! eine verdammt geringe Entschädigung für dieß schöne Gut, das schon seit zehn Jahren mein wäre, wenn mich nicht das Schicksal so grausam verfolgt hätte. — Thut nichts! meine Frau muß mich ernähren. Ich werde sie in Paris bei ihrem Onkel finden, dessen Namen sie mir oft genannt hat.“

Er bettelte sich nach Paris, drang in das Haus der von ihm betrogenen Frau, und ließ sich als Graf von Immenstein melden. Bebend vor Schrecken, sandte sie ihm einen Dukaten, mit der Warnung, nicht wieder zu kommen, wenn er nicht verhaftet seyn wolle. Er kam dennoch, verlangte trotzig Geld, und drohte, als man ihn abweisen ließ, die Zimmerthüren aufzusprengen. Indessen erschienen die schnell herbei gerufenen Polizeidiener und brachten ihn zur Haft. Aus Paris verwiesen, durchstrich er Frankreich, verübte bedeutende Diebstähle, ward als Mitglied einer Räuberbande ergriffen, und beschloß seine rühmliche Laufbahn auf der Galeere.